Die Hamburger Druckerei
von Bode und Lessing

Mark-Georg Dehrmann

Die Hamburger Druckerei

von Johann Joachim Christoph Bode (1767–178) und Gotthold Ephraim Lessing (1767–69)

Mit einem Verzeichnis der Drucke

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über ‹http://dnb.ddb.de› abrufbar.

1. Auflage 2020
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Layout: Wehrhahn Verlag
Umschlagabbildung: vgl. Abb. 65, S. 173.
Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Europe
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978–3–86525–733–8

Inhalt

Die Hamburger Druckerei von Bode und Lessing 7

»Ein billigeres Verhältniß zwischen Buchhändlern und guten Schriftstellern« 9
Druckerei und Theater – zwei ›Entreprisen‹ 24
Die *Dramaturgie* – Vertriebswege in Hamburg 33
Die *Dramaturgie* und der nationale Buchmarkt 40
Ein Journal für die Nation – das *Deutsche Museum* 52
Eine ›Niedersächsische Typographische Gesellschaft‹ – Konsolidierungsversuche und Kooperationen 55
Klandestine Vereinbarungen 68
Die ersten Titel 71
Klopstocks *Hermanns Schlacht* und Wiener Plan 82
Typographie und Autorschaft 88
Nach Lessings Ausstieg – das Jahr 1770 103
Basedows *Elementarwerk* 106
Bode ›outet‹ seinen Verlag 118
Produktive Jahre 1771–1773 130
Theologische Gratwanderungen 135
Selbstverlagsprojekte und Gelehrtennetzwerke 151
Krise 174
Coda 196

Exkurs zu Gustav Schwetschkes *Codex nundinarius* 199
Tabelle zur Chronologie der *Hamburgischen Dramaturgie* 201

Verzeichnis der Drucke 1767–1778 205

Zum Verzeichnis der Drucke 207

Anhang 389

Literaturverzeichnis 391
Abbildungsverzeichnis 405
Dank 411

Register XXX

Die Hamburger Druckerei von Bode und Lessing

»Ein billigeres Verhältniß zwischen Buchhändlern und guten Schriftstellern«

Die Buchdruckerei, die Johann Joachim Christoph Bode Ende 1766 in Hamburg gegründet hat, ist ein ganz besonderes Unternehmen. Schon dass Lessing Teilhaber wurde, als er kurze Zeit später nach Hamburg übersiedelte, hat der ›Compagnie‹ der beiden in der Forschung eine gewisse literaturgeschichtliche Prominenz gesichert – die sich freilich auf die kurze Kooperation beschränkt, aus der sich Lessing schon 1769 wieder zurückzog. Wird auf diese Episode verwiesen, so geschieht es mittels weniger Rumpfinformationen, die die ältere Forschung ergearbeitet hat. Die Bedeutung der Unternehmung erschöpft sich jedoch keineswegs in Lessings kurzer Teilhaberschaft. Bode, von Beginn an der Aktivere, führte das Geschäft ambitioniert weiter, er versuchte es auszubauen und zu konsolidieren. Immerhin reichte seine Tätigkeit bis in den Herbst 1777, in dem er das Geschäft aufgab.

Die Druckerei wurde in der kurzen Zeit ihres Bestehens zu einem wichtigen Ort für die zeitgenössische gelehrt-literarische Kultur. Dies verdeutlicht schon ein Blick in die Liste von Drucken, die hier hergestellt wurden: Lessings *Hamburgische Dramaturgie* (1767–69) (Abb. 1) und *Briefe, antiquarischen Inhalts* (1768), Gerstenbergs *Ugolino* (1768), Klopstocks *Hermanns Schlacht* (1769), seine *Oden* (1771) und *Gelehrtenrepublik* (1774), Basedows *Elementarwerk* (1768–70), Bahrdts Übersetzung des Neuen Testaments (1773–74), Herders Sammlung *Von deutscher Art und Kunst* (1773), Sternes *Empfindsame Reise* (1768) und *Tristram Schandi* (1774) in Bodes Übersetzung, der *Wandsbecker Bothe* (1771–75), die ersten Bände von Claudius' *Sämmtlichen Werken des Wandsbecker Bothen* (1775), Klingers *Zwillinge* (1776) – das ist ein Titelkatalog, der sich sehen lassen kann. Besonders interessant erscheint das Unternehmen aber dadurch, dass Bode und Lessing ihr Geschäft mit ungewöhnlichen Ambitionen betrieben. Von Beginn an beabsichtigten sie, mithilfe ihrer Druckerei bessere vertragliche und ökonomische Bedingungen für literarische Autoren zu schaffen. Bode brachte das beispielsweise am 16. Dezember 1767 in einem Brief an Heinrich Wilhelm Bachmann auf den Punkt, der, von Gleim unterstützt, zur gleichen Zeit ebenfalls ein alternatives Verlagsunternehmen aufbauen wollte: »Mit Klopstock habe ich vor einigen Jahren schon oft über ein Projekt gesprochen, wie man ein billigeres Verhältniß zwischen Buchhändlern und gu-

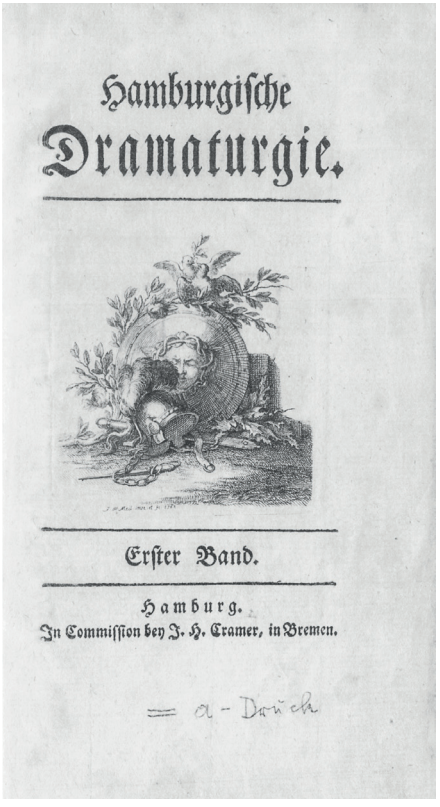
Hamburgiſche
Dramaturgie.
Erſter Band.
Hamburg.
In Commiſſion bey J. H. Cramer, in Bremen.

Abb. 1: Das erst zur Ostermesse 1769 ausgegebene Titelblatt zum 1. Band der *Dramaturgie*.

ten Schriftstellern herstellen könnte. Es blieb indeßen immer wegen verschiedener Hinderungen ein bloß entferntes Projekt. Voriges Jahr aber erlaubten es meine Umstände ernsthaft an seine Ausführung zu denken.«[1] Lessing entwarf erst nach seinem Ausstieg aus der gemeinsamen Unternehmung programmatische Gedanken zu diesem Thema. Die Fragmente *Leben und leben lassen,* wohl Ende 1773 entstanden,[2] kreisen um solche Fragen: Wie kann es dem »Schriftsteller« gelingen, »seinen Unterhalt seinem eigenen Fleiße zu verdanken«, wie kann er sich »die Geburten seines Kopfs so einträglich […] als nur immer möglich« machen?[3] Teil dieses Konvoluts war die Skizze einer großangelegten Selbstverlagsstruktur, die den Buchhandel revolutionieren sollte.[4] Lessing zog hier die Summe aus den Erfahrungen, die er als Teilhaber der Hamburger Druckerei

1 Johann Joachim Christoph Bode an Heinrich Wilhelm Bachmann, 16. Dez. 1767; Gleimhaus, Sign. Hs. A 305, Bl. 1r. Der Brief ist komplett transkribiert bei Sickmann 1961, Sp. 1573–75.

2 Wolfgang von Ungern-Sternberg, der Lessings Entwürfe eingehend im Kontext des zeitgenössischen Buchmarktes interpretiert, datiert sie nach Klopstocks *Gelehrtenrepublik* in den Herbst des Jahres 1774 (Ungern-Sternberg 1982, S. 66). Die Gründe erscheinen mir jedoch nicht plausibel. Wahrscheinlicher scheint es mir, dass Lessing die Entwürfe im Herbst/Winter 1773 schrieb, in unmittelbarer Reaktion auf Debatte über den Nachdruck, die Philipp Erasmus Reich und Johann Albert Heinrich Reimarus in diesen Monaten austrugen. Reimarus' (anonyme) Schrift *Der Bücherverlag in Betrachtung der Schriftsteller, der Buchhändler und des Publikums erwogen* schließt mit Lessings titelgebendem Sprichwort (vgl. ders. 1773, S. 32).

3 FA 10, S. 233–39, hier S. 233.

4 Ungern-Sternberg (1982, S. 69) spricht von einer »kryptischen Unterwanderung und Beeinflussung des traditionellen Buchhandels«.

gemacht hatte. Davon, dass er solche grundsätzlichen Reformambitionen bereits in Hamburg hegte, zeugen die Kommentare, die Friedrich Nicolai 1794 Lessings Briefen beigegeben hat.[5] Durch die Druckerei, so erinnert sich Nicolai, hätten »die Gelehrten« einen »größern Vortheil von ihrer Arbeit genießen« sollen, damit »die deutsche Litteratur bald in einer viel glänzendern Gestalt« erscheine.[6]

Jene Ambitionen reihen sich in die wachsenden Spannungen ein, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts das Verhältnis zwischen literarisch-gelehrten Autoren und Verlegern insgesamt prägen. Immer wieder stößt man in Korrespondenzen und Pamphleten von Autoren auf ungehaltene Beschimpfungen. Da ist von »Idioten«[7] oder »Schurcken«[8], von »ostrogothischen Kerlen«[9] oder »Dummköpfen«[10] die Rede, da werden alle Angehörigen des Berufsstandes oder einzelne Verleger als »Betrüger« und »Lügner«[11] tituliert. Der gleiche Affekt tritt zutage in einem Schreiben Lessings vom 1. Februar 1767 an Gleim, der seinerseits in dieser Hinsicht streitbar und selbstbewusst ist. Die Beteiligung an Bodes Druckerei erwägend, empfiehlt Lessing diesen mit der Formulierung, er sei ein »ehrlicher Mann, und kein Buchhändler«[12] und daher prädestiniert als Verleger für die Sammlung seiner Schriften, die Gleim plant. Ein weiterer Gegenbegriff zum ›unehrlichen‹ Buchhändler erscheint in Gleims Antwort. Es gelte, in diesen Dingen »nicht als Buchhändler, sondern als Freund«[13] zu handeln. Der Aufstand der Autoren gegen die Verleger verspricht, das ökonomische Verhältnis in eine Beziehung zu verwandeln, die nicht auf einseitigen Vorteil

5 Vgl. Nicolai (Hrsg.) 1794, vor allem die Anmerkungen auf S. 132–36, S. 191f., S. 242–51, S. 270–74, S. 278–81. Nicolai erinnert sich hier, 25 Jahre später, an Gespräche mit Lessing, um dessen Briefe zu kommentieren. Er stellt Lessings und Bodes Unternehmung als grundsätzlichen Versuch dar, den Buchhandel zu verändern. Gleichzeitig kommt es ihm sehr darauf an, dessen Anliegen und Anlage aus der Warte des erfolgreichen Buchhändlers fundamental zu kritisieren: Das Vorhaben sei realitätsfremd und von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen.

6 Ebd., S. 248f.

7 So Christoph Martin Wieland an Friedrich Justus Riedel, 19. Jan. 1769; in: Wieland 1963–2006, Bd. 3, S. 568.

8 Johann Wilhelm Ludwig Gleim an Johann Peter Uz, 12. Feb. 1756; zit. nach Wappler 1969, S. 22.

9 Wieland an Riedel, 19. Jan. 1769; in: Wieland 1963–2006, Bd. 3, S. 568.

10 Bertuch 1965/67, Sp. 1801.

11 Beides aus dem Brief von Gleim an Karl Wilhelm Ramler, 9. Juni 1764; zit. nach Wappler 1969, S. 23. Gleim meint hier konkret den Verleger und Drucker Georg Ludwig Winter.

12 Gotthold Ephraim Lessing an Gleim, 1. Feb. 1767; in: FA 11/1, S. 460.

13 Gleim an Lessing, 28. März 1767; in: FA 11/1, S. 462f.

ausgerichtet ist, sondern beiderseitigen Zuwachs erlaubt – weil sie durch altruistische Affekte geprägt ist und auf Gegenseitigkeit beruht. Es ist kein Zufall und auch alles andere als ein Einzelfall, dass hier die ›Freundschaft‹, das zentrale Stichwort für zeitgenössische empfindsame Vergesellschaftungspraktiken,[14] als Modell für eine alternative Ökonomie eingesetzt wird, die auf Vertrauen basieren soll.[15]

Die Gründe für die steigende Unzufriedenheit der Autoren liegen vor allem in den zeitgenössischen Veränderungen im Verständnis von literarischer Autorschaft und in der rechtlichen Ausgestaltung des Verhältnisses zwischen Autoren und Verlegern. Sie sind in der buch- und sozialgeschichtlichen Forschung gut herausgearbeitet worden.[16]

Gelehrtes Schreiben galt in der Frühen Neuzeit als Sache der Ehre und Dienst an der Wahrheit – und damit als Leistung, für die es unsittlich wäre, Bezahlung zu verlangen. Für dichterisches Schreiben galt das umso mehr, zählte es doch erstens zu den gelehrten Tätigkeiten, zweitens aber zu den Dingen, die man in der Freizeit unternahm, in den nicht dem Amt gewidmeten Nebenstunden. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts häuften sich jedoch andere Einschätzungen. Sie versuchten, das Schreiben in den schönen Wissenschaften dezidiert als ›Arbeit‹ aufzufassen, also es zu einer Tätigkeit umzucodieren, die der Entlohnung fähig und würdig sein sollte. Die Verleger wurden zu Zielscheiben des Unmutes, weil sie die Arbeit der Autoren in Geld ummünzten, sie an ein stetig wachsendes Publikum – und damit auf einem immer potenter werdenden Markt – verkauften, ohne die Autoren selbst an den Marktprozessen zu beteiligen. Denn üblicherweise wurden Manuskripte mit Honoraren von wenigen Reichsthalern pro Bogen entgolten, wenn nicht sogar mit Büchern oder anderen Naturalien anstelle barer Bezahlung – ungeachtet der zu erwartenden Nachfrage.[17]

14 Zur Freundschaft im 18. Jahrhundert vgl. etwa Becker-Cantarino / Mauser (Hrsg.) 1991; Pott (Hrsg.) 2004.

15 Zu Freundschaft und Vertrauen: Mauser 2004.

16 Aus der umfangreichen Literatur zu diesem Thema sei Weniges herausgehoben: Zu den sozialgeschichtlichen Kontexten vgl. Kiesel / Münch 1977. Die »Situation der Autoren« und ihre Veränderungen im Laufe des 18. Jahrhunderts schildern Ungern-Sternberg 1980, bes. S. 158–83; Wittmann 2011.

17 Zur Honorierung vgl. eingehend am Beispiel Klopstocks: Pape 1970; und, teilweise etwas ausführlicher, ders. 1962; übergreifend mit vielen Beispielen: Bosse 1981, S. 65–88; Steiner 1998.

Ein zweiter Stein des Anstoßes lag in der rechtlichen Ausgestaltung des Verhältnisses von Verlegern und Autoren. Mit Erlegung des vereinbarten Honorars ging das Manuskript des Autors ins Eigentum des Verlegers über – damit aber auch das Werk, dessen materieller Träger das Manuskript war. Eine Trennung des Rechtes an Sachen und immaterialen Gütern wurde bekanntlich erst später konstruiert und rechtlich kodifiziert.[18] Der Autor selbst hatte sich mit dem Verkauf des Manuskriptes aller Rechte an seiner Arbeit begeben; er wurde nicht an dem möglichen Verkaufserfolg beteiligt, auch nicht bei Neuauflagen, konnte sein Werk aber auch nicht einfach noch einmal in einem anderen Verlag erscheinen lassen. Nach einer gängigen naturrechtlichen Auffassung galt der Übergang des Eigentums endgültig und auf ewige Zeit.[19]

Damit entstand eine Situation, die eine stets zunehmende Zahl von Autoren ab der Jahrhundertmitte als krasses Missverhältnis wahrnahm – zwischen den ökonomischen Erträgen, die sie mit ihrem Schreiben erzielen konnten, und dessen kultureller Bedeutung. Denn sie beanspruchten für ihre Arbeit eine immense Bedeutung, die es zu rechtfertigen schien, poetisches und kritisches Schreiben nicht als Beschäftigung für Nebenstunden zu begreifen, sondern als Hauptberuf. Das Publikum, an das sie sich richteten, adressierten sie entsprechend nicht primär als gelehrtes, sondern als eines, das sich über andere Konzepte formierte, wie den verfeinerten Geschmack, das geschärfte kritische Urteil, die ästhetische, religiöse oder moralisch-philosophische Bildung, zunehmend auch die nationale Identität. Dabei betrachteten die Autoren ihre Arbeiten und ihre ›Arbeit‹ als konstitutiv für die progressive Herausbildung der Normen und Kommunikationsräume, die das neue Publikum formieren sollten. Indem sie ihre Texte in Konzepte wie ›Freundschaft‹ oder ›Nation‹ einbanden, boten die Autoren an, Literatur zum ausgezeichneten Medium von Vergesellschaftung zu machen. Sie sollte imaginäre Gemeinschaften[20] formieren, die sich im Zeichen jener Konzepte zusammenfanden. Zur den Rollen, die Autoren wie Klopstock oder Wieland in dieser Zeit für sich entwarfen, gehörte ein dezidiertes Zukunftsbewusstsein, d.h. eine Antizipation des Erfolges der eigenen kulturellen Arbeit an der Nation. Diesem zukunftsbewussten Selbstverständnis wider-

18 Zur rechtlichen Dimension vgl. etwa Bosse 1981; Gieseke 1995; Höffner 2010.

19 Der ewige Eigentumsübergang, der auf einer naturrechtlichen Begründung beruhte, war in der Zeit selbst nicht unumstritten. Während Ungern-Sternberg (1982, S. 72f.) überzeugend seine Geltung im 18. Jahrhundert annimmt, bestreitet Bosse sie (1981, S. 34).

20 Zur Konzeption der *imagined communities* vgl. Anderson ²1991.

sprach der Verkauf der Manuskripte gegen geringe Bogenhonorare und für alle Zeit. Eine solche Praxis schien weder der gegenwärtigen Bedeutung dieses Schreibens gerecht zu werden noch seinem futurischen Charakter, der ja von einer progressiven Herausbildung des Publikums ausging und damit auch von einer Nachfrage, die mit der Zeit steigen und sich »Jahrhunderte hindurch« halten würde.[21] Ökonomisch schließlich entsprach dieser symbolischen Aufwertung von Dichtung und Kritik im Laufe des 18. Jahrhunderts die tatsächliche Ausweitung des Publikums über ein gelehrtes und adliges hinaus, damit aber auch die wachsende wirtschaftliche Bedeutung poetischer und kritischer Schriften.[22]

Autoren, die die ehemalige Ehrensache ihres Schreibens in ökonomischen Termini zu betrachten begannen, musste das Verhältnis von Autor und Verleger als wirtschaftlich und damit auch sozial prekär erscheinen: Johann Bernhard Basedow beispielsweise spricht davon, dass der Autor von der Arbeit seines Schreibens noch schlechter leben könne als ein »Tagelöhner«.[23] Der Gründer der Dessauer Buchhandlung der Gelehrten Carl Christoph Reiche sieht den Schriftsteller 1781 als »Knecht« des Buchhändlers; ihm gehe es »wie den Pferden, die den Hafer bauen und verdienen, von demselben aber wenig und fast nichts bekommen.«[24] Diese empfundene Knechtschaft mag den Autoren umso ungerechter erschienen sein, als der Buchhandel als einer der wirtschaftlich stärksten Geschäftszweige angesehen wurde. Er sei, so heißt es 1776 in Krünitz' *Oekonomischer Encyclopädie*, »von der größten Wichtigkeit und Nutzen für den Staat«, in dem er sich angesiedelt habe. Er bringe Vortheile für den »gesammten Nahrungsstand«[25] eines Staatswesens, gebe er doch einer langen Reihe von Handwerken und Gewerben Beschäftigung, die Krünitz aufzählt: Papiermacher, Materialisten, Buchhändler, Buchdrucker, Schriftgießer, Setzer, Zeichner, Kupferstecher, Stempelschneider, Buchbinder, Goldschläger, Pergamentmacher, Gerber, Tischler, Zeugschmiede und Ahlenmacher. Und mittels »Accise, Zoll und andere[n] Abgaben« profitierten davon auch die »landesherrlichen

21 Dieser Gedanke spielte eine große Rolle in der Werbung für die Dessauer »Buchhandlung der Gelehrten« Anfang der 1780er Jahre; vgl. Reiche 1781, Zitat S. 10. Solche Überlegungen stehen auch dahinter, wenn Klopstock sich (vergeblich) bemühte, Verlagsrechte für sich und seine Erben per Privileg zu sichern; vgl. etwa sein Schreiben an Michael Denis, 6. und 9. Jan. 1767; in: HKA Briefe Bd. V.1, S. 4.

22 Vgl. etwa die Zahlen bei Bosse 1981, S. 84f.

23 Basedow, *Vorstellung* (Kat. 1768.3), S. 158.

24 Reiche 1781, S. 7.

25 Alles Folgende aus Krünitz 1776a, S. 150–52.

Cassen«. Die Autoren argwöhnten, an dieser gewaltigen Zirkulation von Geld nur marginal teilzuhaben, obwohl sie doch das zentrale geistige ›Produkt‹ für diese rasante Buchhandelsökonomie lieferten. Reiche illustriert das Herr-Knecht-Verhältnis ganz undialektisch damit, dass der Gelehrte in der »grössesten Armuth« bleibe, während nicht selten sein Buchhändler »von dem mehrmaligen 2, 3, ja 4000 fältigen Abdrucke seiner Schriften die beste Equipage halten, Palläste erbauen, und seinen Kindern Rittersitze hinterlassen« könne.[26] Friedrich Justin Bertuch machte 1774 Vorschläge, wie die Gelehrten diese »unter allen Arten des Handels noch bis jetzt [...] reichste und einträglichste«[27] den Verlegern aus den Händen nehmen könnten. Die Einträglichkeit des Geschäftes wusste er später durch den unternehmerischen Erfolg seines ›Landes Industrie Comptoirs‹ eindrucksvoll zu belegen.[28]

Als vielversprechender Weg, um aus der Armut auszutreten und von den Früchten der eigenen Arbeit im vollen Maße profitieren zu können, erschien der Selbstverlag. Von der Jahrhundertmitte an lag der Gedanke daran gleichsam in der Luft und verbreitete sich immer mehr.[29] Bodmer schlug 1748 Klopstock vor, seinen *Messias* selbst zu drucken und den Absatz vorher durch Subskription zu sichern; ihm stand Pope vor Augen, der auf diesem Weg in England mit großem Erfolg seine Homer-Übersetzung auf den Markt gebracht hatte.[30] 1758 entwarf Klopstock den Plan einer Genossenschaftsdruckerei zum Nutzen »derer, die sich in den Wissenschaften hervorgethan« hätten.[31] Gleim lancierte in seinem Brief vom 12. Februar 1756 an Uz die Idee, dass die »Beaux esprits […] zusammentreten und auf ihre Kosten einen Buchladen anlegen« sollten.[32] Wieland skizzierte in seinen Briefen an Zimmermann aus dem Mai 1760 Pläne, »d'etablir une librairie avec une imprimerie à moi, que j'occuperai en partie de l'impression de mes propres compositions, en partie de quelques Collections de pieces interessantes et choisies de Philosophie et de Litterature«.[33] Es ist kein

26 Reiche 1781, S. 7.
27 Bertuch 1965/67, Sp. 1799.
28 Siehe dazu Steiner / Kühn-Stillmark 2001; zur Gründung S. 65–72.
29 Einige Darstellungen zur Geschichte des Selbstverlags werden in Anm. 34 genannt.
30 Siehe den Brief Klopstocks an Johann Jakob Bodmer, 21. Sept. 1748 (in: HKA Briefe Bd. I, S. 17) und Klopstocks Erwägungen im Brief an Johann Andreas Cramer, 17. Jun. 1749 (in: ebd., S. 54f.). Zu dem Komplex vgl. Sickmann 1961, Sp. 1565.
31 Vgl. Pape 1962, S. 108f.
32 Gleim an Uz, wie Anm. 8.
33 Wieland an Johann Georg Zimmermann, 1. Mai 1760; in: Wieland 1963–2006, Bd. 1, S. 566; Akzentsetzung nach Orig.

Zufall, dass es sich bei den dreien um Autoren handelte, die im sich verändernden Literatursystem der Zeit schon bald als literarische Berühmtheiten, als ›Stars‹ angesehen wurden und später zu den ersten ›Nationalautoren‹ aufstiegen. Die neuen Ansprüche in Bezug auf die Verfügung über die eigenen Arbeiten und deren Erträge hängen offensichtlich mit diesen neuartigen Rollenverständnissen vom Dichter zusammen, die alle drei entwickelten und kultivierten. Alle drei wurden auch zu wichtigen, höchst aktiven Protagonisten bei dem Versuch, günstigere Bedingungen hinsichtlich des Honorars, aber auch der Verlagsrechte und der Buchgestaltung zu erwirken. Auch hierin wurden sie für die Autoren ihrer und der kommenden Generation modellhaft. Es ist dabei bezeichnend für die Rolle der Hamburger Druckerei, dass sie Werke Klopstocks und Gleims herstellte und eng mit Wieland und Bertuch kooperierte, als diese den *Teutschen Merkur* im Selbstverlag auf den Weg brachten.

Bode und Lessing starteten ihre Unternehmung zu einem Zeitpunkt, als in Deutschland das Bedürfnis, alternative Verlagsmodelle von Seiten der Autoren auszutesten, bereits massiv gewachsen, aber noch nicht recht in die Tat umgesetzt worden war.[34] Die Hamburger Druckerei kann als einer der ersten Versuche angesehen werden, einen Buchhandel im Interesse der Gelehrten zu realisieren. Und sie hat die Attraktivität solcher Ambitionen nachhaltig gesteigert, indem einige wichtige Selbstverlagsunternehmungen von hier ihren Ausgang nahmen, so etwa Basedows umfangreiches Projekt seines *Elementarwerks*, dann aber vor allem Klopstocks *Gelehrtenrepublik*. Die gut zehnjährige Aktivität der Druckerei fiel in eine Phase der Emergenz, in der die Idee des Selbstverlages in der literarischen Welt ›viral‹ wurde. Von 1770 bis 1800 konnte kaum einer der jüngeren oder auch arrivierten Autoren dem Versuch widerstehen, mindestens ein Werk durch Subskription oder Pränumeration zu publizieren. Unter ihnen waren beispielsweise Johann Heinrich Merck und Goethe mit ihrer Darmstädter Presse,[35] in der unter anderem *Götz von Berlichingen* (1773) und eine englischsprachige Ossian-Ausgabe (1773–77) (Abb. 2) gedruckt wurden, Johann Heinrich Voß mit dem *Musen-Almanach* (1776), der *Odyssee*-Übersetzung

34 Zum Selbstverlag vgl. Meyer 1879; Sickmann 1961; ein Überblick findet sich bei Wittmann 2011, S. 161–72; vorzüglich ist der Aufsatz von Gunter Berg (1965), der auch der immer noch weit verbreiteten These widerspricht, die Selbstverlagsversuche des 18. Jahrhunderts seien von Beginn an zum Scheitern verurteilt gewesen, da sie dem etablierten Buchhandel nichts hätten entgegensetzen können. Mit guten Argumenten bezweifelt dies auch Ungern-Sternberg (1982, S. 117–25, und 1980, S. 180–85). Eine eingehende Studie zur später gegründeten Dessauer Buchhandlung der Gelehrten: Rahmede 2008.

35 Vgl. Bräuning-Oktavio 1969.

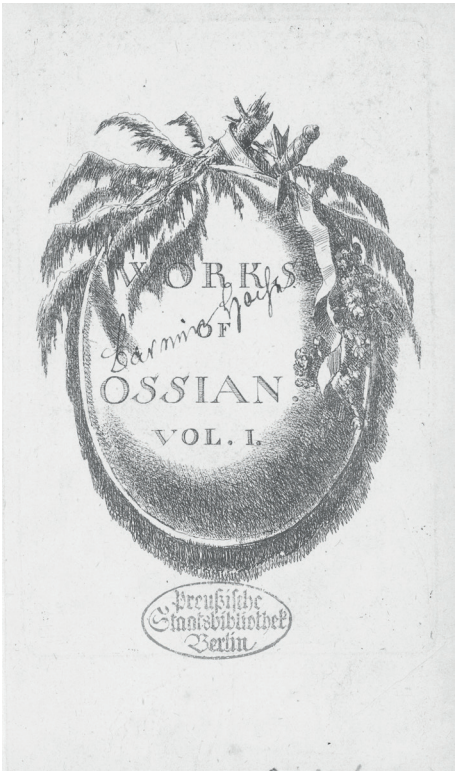

Abb. 2: Titelblatt der von Merck und Goethe in Darmstadt selbst hergestellten und verlegten Ossian-Ausgabe. Der gestochene Titel stammt von Goethe.

(1781) und manchem anderen, Wieland mit der zweiten Auflage des *Agathon* (1773) und dem *Teutschen Merkur* (1773ff.),[36] Friedrich Justin Bertuchs *Don Quixote*-Übersetzung (1775–77), Johann Georg Jacobis Zeitschrift *Iris* (1774–76),[37] Johann Jakob Engel mit dem *Philosoph für die Welt* (1775–77),[38] Matthias Claudius mit den *Sämmtlichen Werken des Wandsbecker Bothen* (1775), Friedrich Justus Riedel bei der posthumen Herausgabe von Johann Joachim Winckelmanns *Geschichte der Kunst des Alterthums* (1776),[39] Gottfried August Bürger mit seinen *Gedichten* (1778), Lessing mit dem *Nathan* (1779), Joachim Heinrich Campe mit *Robinson der Jüngere* (1779–80) und weiteren Schriften, Leopold Friedrich Günther von Goeckingk unter anderem mit dem *Journal von und für Deutschland* (1784–92).

36 Vgl. Ungern-Sternberg 1974, insbes. Sp. 1399–451.

37 Siehe dazu den Aufruf in WB 113, 16. Juli 1774; Bode ist der Kollekteur für Hamburg.

38 Siehe die Pränumerations-Anzeige, etwa im *Teutschen Merkur* 8 (1774), 3. Stück, S. 286: »Der Herausgeber, für dessen Rechnung das Werk eigentlich gedruckt wird, schlägt dem Publikum den Weg der Pränumeration vor, und überläßt die Besorgung derselben einer Buchhandlung [Dyck in Leipzig; M.G.D.], die mit allen Buchhandlungen Deutschlandes in Verbindung steht.«

39 Riedel schreibt in einer Ankündigung, die 1773 etwa in der Wiener *Realzeitung* erschien, diese »Impresa« sei »nicht die Sache eines Buchhändlers […], welcher Vortheile sucht,«, sondern werde »durch einen patriotischen Privatmann unterstützt […], welcher lieber allenfalls selbst etwas verlieren, als das Publikum die Schriften unsers Originalgeistes verlieren laßen will«; abgedr. in Winckelmann 2012, S. 223.

Versuche der Verstetigung von Selbstverlagsstrukturen hat es ebenfalls vielfach gegeben; die ›Typographische Gesellschaft‹ Bachmanns und Gleims,[40] Mercks Darmstädter Verlag[41] sowie Klopstocks anlässlich der *Gelehrtenrepublik* geknüpftes Distributionsnetz[42] wurden schon erwähnt. Ebenso planten Bürger und Goeckingk einige Jahre lang, eine Druckerei zu erwerben, um darauf eine Subskriptionsgesellschaft aufzubauen.[43] Johann Gottwerth Müller gründete 1773 zunächst in Hamburg, dann in Itzehoe eine Buchhandlung, in der er einige Jahre lang seine eigenen Arbeiten verlegte. Friedrich Justin Bertuch entwarf 1774 den Plan einer durch Gelehrte getragenen Buchhandlung, deren Erfolg die herkömmlichen Verleger auf den Status von »*Bücherkrämer*[n] und Colporteure[n]« reduzieren sollte.[44] 1781 wurden die ›Dessauer Buchhandlung der Gelehrten‹ und die geschäftlich davon unabhängige ›Verlagskasse für Gelehrte und Künstler‹ gegründet.[45] Gleichzeitig legte 1781 in Berlin Friedrich Traugott Hartmann den Plan zu einer ähnlichen Unternehmung vor, der aber aufgrund der Dessauer Konkurrenz unrealisiert blieb.[46] 1793 – und dies sei das letzte Beispiel – gründeten Georg Friedrich Rebmann und Gottfried Vollmer eine Verlagsbuchhandlung, die zunächst in Dessau und dann in Hamburg angesiedelt war; hier erschien unter anderem klandestin *Das neue graue Ungeheuer* (1795–97) und andere Revolutionspublizistik Rebmanns.[47]

Die buch- und sozialgeschichtliche Forschung hat die Selbstverlagsbestrebungen der Gelehrten in dieser Zeit oft – unter Anlehnung an die älteren

40 Vgl. Holstein 1882; Wappler 1969.
41 Bräuning-Oktavio 1969.
42 Vgl. Pape 1970, Sp. 97–140.
43 Vgl. ihr Briefwechsel von 1775 an; beispielsweise Goeckingk an Bürger, 24. Dez. 1775; in: Bürger 2015, S. 615–18.
44 Vgl. seine *Gedanken über den Buchhandel* (Bertuch 1965/67), Sp. 1801. Er hatte die Idee gemeinsam mit Wieland gefasst, wie er in einem Brief an Gleim vom 7. Nov. 1774 schreibt; sie hätten sich vorgenommen, in Weimar eine »große Buchhandlung zu errichten […], der großen Buchhändler-Rotte dadurch das Gleichgewicht zu halten und folglich dieselben zu nöthigen, gerechter und billiger gegen verdienstvolle Gelehrte zu seyn, die sie bis jetzt als Tagelöhner halten und bezahlen«; zit. nach Schleif 1965, S. 262.
45 Siehe dazu Rahmede 2008.
46 Vgl. seine *Abhandlung und Grundsätze einer in Berlin zu errichtenden Buchhandlung der Gelehrten, für die Königl. Preußischen Staaten. Nebst einer vorläufigen Anrede an alle Gelehrte, Schriftsteller und Künstler aus dem April 1781*, in der Hartmann auf seiner Priorität gegenüber den Dessauern besteht; dazu Meyer 1879, S. 100–04; Rahmede 2008, S. 43f. Das von Meyer verwendete Exemplar der Bibliothek des Börsenvereins zu Leipzig wurde im Krieg zerstört; mir ist nur ein weiteres Exemplar in der UBHU bekannt (Sign. Pol. 11084:3:F8).
47 Zu Vollmer vgl. Engels 2008. Eine kurze Erwähnung der ›Verlagsgesellschaft Hamburg und Altona‹ in: Colshorn 1973, S. A116.

Arbeiten von Goldfriedrich, Kundt und anderen – als gescheitert bezeichnet.[48] Gemeint war damit, dass die Autoren mit ihren Versuchen, andere Distributionswege für ihre Schriften zu erschließen, den traditionellen Buchhandel nicht abschafften. Dem könnte man erstens entgegnen, dass die weitverbreiteten Selbstverlagsbestrebungen sehr wohl maßgeblich zur Veränderung der Buchhandelspraxis beigetragen haben. Die Verleger gerieten unter Druck, die Honorare für erfolgreiche Autoren wesentlich zu erhöhen und auch weitere Anreize zu schaffen, etwa höhere typographische Qualität und Sorgfalt,[49] großzügigere vertragliche Vereinbarungen in Bezug auf Folgeauflagen oder Ähnliches.[50] Zweitens aber verkennt ein anachronistisches Urteil wie dieses grundsätzlich die Bedeutung eines historischen Phänomens für seine jeweilige Gegenwart. Entscheidend ist nicht, ob sich etwas in der Zukunft langfristig etablieren wird, sondern vielmehr, welchen Stellenwert ein Phänomen in seinem jeweiligen historischen Moment besitzt. Die Selbstverlagsbestrebungen aber haben tief in die Publikationslandschaft dieser Jahre eingegriffen. Zumindest für diesen Zeitraum prägten sie die Entwicklung der Literatur entscheidend mit. Daher sind sie für deren Verständnis eminent wichtig. Pointiert könnte man formulieren, dass es in dieser Zeit geradezu Teil des Bildes und Selbstverständnisses von Autorschaft in den schönen Künsten und Wissenschaften wurde, nicht nur risikobereit in Bezug auf die eigene Laufbahn zu sein, sondern auch unternehmerisch tätig zu werden. Ein literarischer Autor zu sein, bedeutete in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, ökonomische Experimente einzugehen.

Die Druckerei Bodes und Lessings wurde von der Forschung regelmäßig in der Geschichte des Selbstverlags verortet, wohin sie einerseits auch entschieden gehört. Andererseits aber eignet sich der Blick auf die Druckerei auch dafür, kleinere Korrekturen an der etablierten Erzählung vom Versuch der ›Schriftstelleremanzipation‹ durch Selbstverlag anzubringen. Denn der Selbstverlag und damit das eigene unternehmerische Engagement mit Risikoübernahme waren nicht der einzige Weg, auf dem zeitgenössische Autoren ihre ökonomische Situation verbessern wollten. Eine wichtige Rolle spielten daneben im-

48 Beispiele: Goldfriedrich 1909, S. 131–39; Kundt 1907, S. 42f.; Pape 1970, S. 137–40; der skeptische Tenor ist vorherrschend auch noch bei Wittmann 2011, S. 168f. Gegenstimmen wurden bereits in Anm. 34 genannt.

49 Zu buchgestalterischen Veränderungen im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts vgl. im Überblick Haischer / Kurbjuhn 2016, bes. S. 43–54.

50 Zur Honorarentwicklung vgl. Steiner 1998; siehe auch das Diagramm mit besonderer Berücksichtigung Bertuchs und Reichs bei Schultz 2000, S. 335f. Zur rechtlichen Situation vgl. Anm. 18.

Mit der allerunterthänigsten Devotion eines Königl. Dänischen Unterthanen, Dieners und Patrioten, und mit allerehrerbietigster Dankbarkeit für die, von seines allergnädigsten Königs, Christian des Siebenden Königl. Majestät, zu dem Anfange der Sache allergnädigst geschenkte, Musse und Beyhülfe, empfiehlt sie Höchstdemselben der Verfasser zum großmächtigsten und landesväterlichen Schutze:

Ferner mit staunender Verehrung Ihrer Rußisch-Kaiserlichen Majestät, Catharina der Zweyten Kaiserinn und Selbsthalterinn aller Reussen u. s. w.

A 2 Ferner

Abb. 3: Basedows Dank an Christian von Dänemark und Katharina von Russland, nachdem sie 1770 mit stattlichen Zuwendungen die Fortsetzung seines *Elementarwerkes* ermöglicht hatten.

mer noch Versuche, wohlhabende fürstliche, sonstige adlige oder auch bürgerliche Mäzene zu finden, die die Leistung der Autoren durch finanzielle Gaben honorierten. Unter den Projekten, mit denen die Hamburger Druckerei verbunden war, finden sich dafür mindestens drei Beispiele, die später ausführlicher vorgestellt werden: An erster Stelle steht das Hamburger Nationaltheater, dessen Drucksachen die Offizin herstellte – darunter vor allem Lessings *Hamburgische Dramaturgie*. Ein wichtiger Grundimpuls bei der Theatergründung war die Hoffnung, den am Schauspielbetrieb Beteiligten durch den finanziellen Einsatz der (bürgerlichen) ›Entrepreneure‹ ein verlässliches, stetiges Auskommen zu erschließen, das ihre Abhängigkeit vom Marktgeschehen reduzierte. Zweitens lancierte im Umfeld der Druckerei Klopstock seinen Plan, den Deutschen Kaiser in Wien dazu zu bewegen, hervorragende Schriftsteller und Gelehrte mit Stipendien auszustatten und auf diese Weise ihre Arbeit für die Nation zu sichern. Drittens unterstützte die Druckerei Basedow bei seinem großangelegten Pränumerationsunternehmen, das Niederschrift und Druck des *Elementarwerks* sowie die Gründung einer entsprechenden Schuleinrichtung ermöglichen sollte; Basedow richtete sich dabei dezidiert an alle möglichen Unterstützer: solche, die durch ihren Beitrag die Bücher erwerben wollten, genauso wie reiche Bürger und Fürsten, von denen er sich entscheidende Gaben erhoffte. Aus einer tiefen Krise wurde das Projekt nur durch namhafte Zuwendungen des Dänischen Königs Christian (VII.) und der Russischen Zarin Katharina befreit, also durch traditionelle Mäzene (Abb. 3). Auch die Schulgründung ermöglichte erst ein fürstlicher Gönner: Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau. Dieses